

HANNA ADEN

Lass uns
tanzen,
Fräulein
Lena

ROMAN





HANNA ADEN

Lass uns
tanzen,
Fräulein
Lena

ROMAN

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2024 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Katharina Rottenbacher
Covergestaltung: © Favoritbuero
Covermotiv: © Shutterstock/Jan Schneckenhaus;
©Trevillion Images/Magdalena Russocka
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Gemany
ISBN 978-3-328-60368-9

www.penguin-verlag.de

In der neuen Heimat

Lena summte ein Lied aus dem Radio, als sie die Pforte zum Grundstück von Fräulein Gerdes öffnete. Es gab Tage, an denen schien überall Musik zu vibrieren, die zum Tanzen einlud. Vielleicht lag es an der Art, wie die Sonne ihre Nasenspitze kitzelte, vielleicht auch nur am Zwitschern der zurückgekehrten Vögel. Lena setzte einen Fuß vor den anderen, als würde sie von einem Tanzstundenkavalier in die Mitte des Raumes geleitet werden, und wiegte sich in den Hüften.

Als sie mit der Schuhspitze an einer von Wurzeln emporgedrückten Steinplatte hängen blieb, zuckte sie zusammen. Sie blickte sich um, ob jemand sie beobachtet hatte, und verlor das Gleichgewicht. »Nein«, sagte sie erstaunt und fiel trotzdem mit den Knien in die regenfeuchte Gartenerde. »Du meine Güte!«

Hastig rappelte sie sich auf. Hoffentlich hatte niemand sie gesehen. Die Menschen in Niebüll schienen sie ohnehin ständig zu beobachten, denn sie war fremd in Schleswig-Holstein und arbeitete für die britische Besatzungsregierung. Beides weckte Misstrauen, genau wie ihr pommerscher Dialekt, der so anders klang als das hiesige Platt.

Lena wischte sich den Schmutz von Kleidersaum und Schürze und ärgerte sich über die braunen Spuren, die sich nicht einfach abklopfen ließen. Wie sollte sie Fräulein Gerdes an diesem Samstag bei der großen Wäsche helfen, wenn ihre eigene Kleidung nicht sauber war?

Da half nichts, sie musste gleich als Erstes um einen Lappen bitten, um die Flecken auszuwaschen.

»Guten Tag, Fräulein Gerdes!« Lena klopfte an den Rahmen der offen stehenden Küchentür und trat ein. »Wie geht es Ihnen?«

»Hallo Lena!« Das grauhaarige Fräulein nickte ihr freundlich zu. »Du bist heute sehr pünktlich.«

Lena trat ein und begrüßte auch die alte Frau Gerdes, deren Gesicht nur noch aus Falten zu bestehen schien. Ihre glasigen blauen Augen starrten ins Leere. Lena wusste, dass sie nicht mehr richtig verstand, was um sie herum geschah. Das war jedoch kein Grund, sie nicht höflich zu begrüßen. Deswegen trat sie an den Tisch, berührte den Handrücken der einstigen Hausherrin vorsichtig und ergriff dann ihre Hand.

»Es ist schön, Sie zu sehen, Frau Gerdes«, sagte sie laut und klar, weil etwas von ihren Worten vielleicht doch ankam, und wenn es nur der freundliche Klang der Stimme war. »Ich hoffe, es geht Ihnen gut.«

Mit einem neidischen Blick registrierte Lena die mundgerecht geschnittenen Kotelettstückchen auf dem Teller der alten Frau. Gestern hatte sie mit ihrer Schwester Margot in der Fleischerei gestanden, um sich von den mühsam angesparten Lebensmittelmarken ein Stück Fleisch fürs Wochenende zu gönnen. Gerade, als die Fleischersfrau ihnen das Fleisch hatte einpacken wollen, hatte Fräulein Gerdes den Laden betreten und die Situation mit einem Blick erfasst. Sie hatte erklärt, dass sie die letzten Fleischstücke schon vor drei Tagen auf ihren Namen reserviert habe.

Lena hatte gespürt, dass das nicht stimmte, doch was sollte sie tun?

Die Fleischersfrau hatte Fräulein Gerdes zugezwinkert und erklärt, dass sie sich natürlich daran erinnere. Zwei gute Stücke Fleisch, so sei es besprochen gewesen. Lena und Margot hatten das Nachsehen gehabt. Sie lebten erst seit zwölf Monaten hier, und egal, wie fleißig sie arbeiteten und wie bescheiden sie den Blick senkten, sie gehörten nicht dazu. Niemand hier hatte all diese Flüchtlinge gewollt. Sie sprachen komisch, sie hatten andere Sitten und kochten

andere Gerichte, und vor allem waren es einfach zu viele. Das tuschelten die Menschen, auch wenn sie verstummen, sobald Lena ihren Blick erwiderte.

Die alte Frau erwiderte Lenas Händedruck leicht. Sie bewegte den Mund, doch man verstand nicht, was sie sagen wollte. Es schien jedoch etwas Nettes zu sein.

Fräulein Gerdes lächelte. »Das ist Lena Buth, Mutter. Sie hilft mir bei der Wäsche.«

Lena nickte und ließ die Hand los. Sie fühlte sich schäbig, weil sie eine alte Frau um ihr Fleischstück zum Mittagessen beneidet hatte. Margot und sie waren jung. Sie kamen auch mit einem Bückling zu ihren Kartoffeln aus.

Lena schluckte den Rest Groll hinunter und vertrieb ihn mit einem Lächeln. Sie brauchte das Geld, das sie bei Fräulein Gerdes verdiente, denn neben Unterkunft und Verpflegung musste sie auch das Schulgeld für ihre Schwester Margot bezahlen. Margot lebte als unbezahlte Haushaltshilfe im gleichen Haus wie Lenas einheimischer Freund Rainer und besuchte das örtliche Gymnasium, während Lena sich seit Dezember ein winziges Kellerzimmer im Pfarrhaus mit zwei weiteren Flüchtlingsfrauen teilte. Grundsätzlich verdiente Lena nicht schlecht für eine ungelernete Bürokräftin, denn die Briten zahlten anständig, doch Lena kämpfte um jeden Pfennig. Sie wollte so bald wie möglich ihre Mutter und die große Schwester Lieselotte aus dem Flüchtlingslager in Dänemark nach Niebüll holen. Außerdem träumte sie von einem Studium der Medizin, auch wenn das vermutlich für immer ein Traum bleiben würde ...

Als die alte Frau Gerdes nicht antwortete, seufzte ihre grauhaarige Tochter. »Und du, Lena, wie geht es dir? Gibt es Neuigkeiten von deiner Mutter?«

»Die gibt es tatsächlich.« Lena spürte ihr Gesicht warm werden. Die Anteilnahme tat gut. Sie war am Ende wichtiger als ein voller Bauch. »Gerade heute habe ich einen Brief von ihr bekommen.«

Fräulein Gerdes lächelte. »Wie schön für dich. Und was steht drin? Geht es ihr und deiner großen Schwester gut?«

»Ich glaube schon.« Lena hatte den Brief nur kurz überflogen. Sie wollte ihn in Ruhe lesen, wenn sie mit der Arbeit bei Fräulein Gerdes fertig war, entweder vor oder nach dem Spaziergang mit Rainer. »Ich wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, sie endlich hierherzuholen. In den Auffanglagern in Dänemark herrschen schreckliche Zustände. Aber hier sind sogar die neugebauten Nissenhütten in der Flüchtlingssiedlung überbelegt, selbst wenn ich die Miete für uns alle bezahlen könnte. Es ist schwer, ihr nicht helfen zu können, Fräulein Gerdes.«

Die ältere Frau nickte mitfühlend. »Ich verstehe dich gut. Man hat im Leben nur eine Mutter, und das verpflichtet einen als Tochter.«

»Man würde alles für sie tun, nicht wahr?«

Das ältere Fräulein nickte ernst. »So ist das wohl.« Ob das eine indirekte Entschuldigung für das Kotelett auf dem Teller der dezenten alten Frau war?

Lena schluckte hart. Sie vermisste ihre Mutter mehr, als sie sagen konnte. Oft, wenn sie die Augen schloss, sah sie die hochgewachsene, aufrechte Gestalt, wie sie in der Küche des Pfarrhauses im heimatischen Greifenberg vor sich hin werkelte. Die Mutter in Lenas Erinnerung trug ein dunkles, schlichtes Kleid. Die grauen Haare waren zu einem ordentlichen Knoten hochgesteckt. Um den Leib hatte sie eine Schürze gebunden, die bis unter die Knie reichte und am Saum mit einer schmalen Rüschenkante verziert war. Die weißen Schürzenbänder verliefen im Rücken gekreuzt, und Lena und ihre Schwestern hatten sich damit abgewechselt, die Schleife in der Taille möglichst schön binden zu dürfen. Um den Hals hing an einer dünnen Kette ihre Lesebrille.

Lena konnte sich ihre Mutter nach wie vor nicht anders vorstellen als in ordentliche, gebügelte und gestärkte Kleidung gehüllt. Im ersten Moment wirkte sie streng und zurückhaltend, doch wer genau hinsah, fand in ihrem Blick stets Wärme und Schutz. Es waren

kluge Augen, die die Menschen durchschauten und trotzdem nicht über sie urteilten. Als Pfarrfrau war es ihre Pflicht gewesen, für die Menschen in ihrer Gemeinde zu sorgen, und sie hatte es gern getan. Wann immer jemand zu ihr kam und um Hilfe bat – egal ob es Rat, Trost oder ein halbes Brot für hungrige Kinder war –, die Menschen gingen nie mit leeren Händen.

Immer, wenn Lena an ihre Mutter dachte, hätte sie am liebsten geweint. Sie wünschte sich so sehr, endlich wieder von ihr in den Arm genommen zu werden, die Nase an ihrer Schulter zu bergen und von all den kleinen Sorgen zu erzählen, die der Alltag als junge Flüchtlingsfrau und ungelernte Dolmetscherin für die britische Armee mit sich brachte. Es war schon viel zu lange her, dass sie sich rundum beschützt und sicher gefühlt hatte.

Seit einem Jahr lebten sie in Niebüll. Die inzwischen fünfzehnjährige Margot war auf der Flucht von der Mutter und der großen Schwester getrennt worden. Lena hatte sie gefunden, als sie selbst unerlaubt aus dem Reichsarbeitsdienst geflüchtet war, um der näher rückenden russischen Armee zu entkommen.

Nach wie vor wusste niemand, was aus dem Vater geworden war, der in Greifenberg zurückgeblieben war, um als Pastor seine Gemeinde zu beschützen. Die Trennung von ihm schmerzte genauso entsetzlich wie die von ihren Brüdern, deren letzte Briefe auch schon Jahre zurücklagen. Man konnte nur hoffen, dass sie irgendwo in Gefangenschaft auf den Tag warteten, an dem sie zurück nach Deutschland kommen konnten, doch vermutlich ...

Lena schluckte. Nicht daran denken. Gott würde sie beschützen, denn Lena selbst konnte es nicht. Sie war dankbar genug, dass sie über das Rote Kreuz erfahren hatte, dass die Mutter und die große Schwester überlebt hatten. Sicher, sie saßen in Dänemark fest, und um von dort fortzukommen, brauchte es Geld und Dokumente, doch sie waren am Leben. Verlaust, schmutzig und frierend, aber sie lebten.

»Vielleicht gibt es bald eine Möglichkeit ...« Fräulein Gerdes stockte. »Nein, ich will dir keine falschen Hoffnungen machen.«

»Worum geht es?«, fragte Lena erstaunt.

»Vielleicht wird bald eines der Zimmer auf dem Dachboden frei. Das, in dem das ostpreußische Ehepaar mit der seltsamen Tochter wohnt. Sie wollen wohl nach Frankfurt, wo der Schwager der Frau lebt. Allerdings ...«

Lenas Herz klopfte heftig. »Das ... Das wäre eine großartige Chance. Dann hätte ich meine Familie wieder bei mir. Würden Sie das wirklich tun, Fräulein Gerdes?«

»Warum nicht?« Sie lächelte schmal. »Ich sehe ja, wie du hier immer mit anfasst und siehst, was zu erledigen ist. Es gibt schlechtere Untermieter, vermute ich. Bevor mir die Engländer irgendein arbeitsscheues Gesindel ins Haus schicken, nehme ich lieber euch. Wenn ...« Sie zögerte.

Lena schluckte. Auf einmal war es nicht mehr schlimm, dass Fräulein Gerdes ihr und Margot gestern die Koteletts vor der Nase weggeschnappt hatte. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, bekannte sie. »Vielen, vielen Dank, Fräulein Gerdes.«

»Noch ist nichts entschieden«, mahnte die Ältere.

Lena berührte die Tasche links über der Brust ihres Kleides, in der der zusammengefaltete Brief steckte. Es war nur ein einzelnes Blatt, eng beschrieben mit einem Bleistift, dessen unregelmäßige Schreibdicke nahelegte, dass er während des Schreibens mehrfach ungeschickt mit einem scharfen Messer angespitzt worden war. Auch der edle Füllfederhalter ihrer Mutter war auf der Flucht im Pfarrhaus von Greifenberg zurückgeblieben und gehörte jetzt vermutlich einem Mitglied der russischen Armee.

»Kann ich beim Tischabräumen helfen?«, fragte Lena, als sie sah, dass Fräulein Gerdes Anstalten machte, das Geschirr zusammenzunehmen. »Und ... könnte ich wohl einen Lappen benutzen, um meine Schürze zu reinigen?«

»Natürlich. Und gib mir dann bitte eines der Schälchen aus dem oberen Schrank für die Essensreste.«

»Sehr gern.« Lena holte das Schälchen und musterte den Inhalt

des Schrankes mit größerer Aufmerksamkeit als zuvor. Wenn sie vielleicht bald hier leben würde, musste sie darauf achten, wo die Dinge ihren Platz hatten, damit niemand einen Anlass fand, sich zu beschweren.

Während Fräulein Gerdes die Reste der Mahlzeit in die kleine Schüssel füllte, ließ Lena Wasser in die Spülschüssel laufen. Fräulein Gerdes hatte sie nicht darum gebeten, aber Lena wollte ihr keine Chance geben, ihren Entschluss zur Zimmervermietung noch einmal zu überdenken. Wenn sie die Chance hatte, ihre Mutter bald endlich aus dem Auffanglager hierherzuholen, musste sie sich absolut vorbildlich benehmen.

Fräulein Gerdes trocknete ab und verstaute das Geschirr in den Schränken, während ihre Mutter am Tisch saß und einen gehäkelten Topflappen in den Händen hin und her drehte. Sobald sie fertig waren, schickte Fräulein Gerdes Lena mit einem Korb Leinewäsche in die Waschküche und forderte sie auf, Feuer unter dem Waschkessel zu machen.

Lena gehorchte lächelnd und stieg die Stufen hinab. Sie mochte es, wie sich der Korb beim Gehen an ihre Hüften schmiegte. Damit fühlte sie sich nicht mehr wie ein zwanzigjähriger Flüchtling, sondern für einen Moment als erwachsene Frau, die als Herrin im eigenen Haus Reinlichkeit und Behaglichkeit verbreitete.

Lena heizte die Feuerstelle ein und füllte den großen Waschkessel am Wasserhahn im Hof. Sie gab Schmierseife dazu und beförderte alles aufs Feuer. Während das Wasser sich langsam erwärmte, nahm sie den zweiten Kessel, füllte ihn ebenfalls zur Hälfte, um die Wäsche dort auswaschen zu können, und pustete auf die glühenden Kohlen, damit das Wasser schneller heiß wurde. Die vertrauten Abläufe taten gut und halfen ihrem Geist, sich zu beruhigen. Sorgsam ließ sie die Leinewäsche Stück für Stück in den Kessel gleiten, damit sie das Seifenwasser aufsaugen und Schmutz und Gerüche sich allmählich aus den Fasern lösen konnten.

»Du kommst gut voran«, lobte Fräulein Gerdes, als sie zu ihr in

den Keller kam. »Dein Mann bekommt später eine tüchtige Hausfrau.«

Lena war froh, dass man im Dämmerlicht ihr Gesicht nicht sehen konnte. Bestimmt war sie schon wieder rot geworden. »Danke schön.« Das hier war nicht der richtige Moment, um davon zu erzählen, dass sie nicht nur Hausfrau werden wollte, sondern auch Ärztin.

Fräulein Gerdes nahm eine der Wäschestangen und bewegte damit die Leinenstücke im Waschkessel sanft hin und her. »Da gibt es etwas, was ich dich schon länger fragen wollte. Ich habe gehört, dass du manchmal mit Webers Rainer spazieren gehst?«

Es war wie in Greifenberg. Geschichten wanderten von Ohr zu Ohr, wurden aufgebläht und veränderten sich. Es wäre Lena am liebsten gewesen, wenn niemand etwas von ihren Gefühlen für Rainer ahnte, doch natürlich redeten die Leute. Klatsch und Tratsch waren eine Währung, und vermutlich beobachtete man Lena und ihre Spaziergänge mit dem Bruder der Pastorenfrau sehr genau, seit er sich vor einem halben Jahr von seiner Verlobten getrennt hatte.

»Wir sind befreundet, ja«, sagte Lena zurückhaltend. Eigentlich gehörte es sich nicht, dass ein junger Mann und eine junge Frau auf diese Weise befreundet waren, ohne dass ihre Familien einander kannten. Doch seit dem Krieg galten die alten Regeln nicht mehr. Wie hätte Lenas Mutter Frau Weber, die warmherzige Mutter von Rainer, kennenlernen können, wenn die eine in Niebüll lebte und die andere in Dänemark?

»Eine junge Frau muss auf ihren Ruf achten«, sagte Fräulein Gerdes genauso zurückhaltend. »Wenn deine Mutter hier wäre, würde sie dir das Gleiche sagen. Deswegen ...«

»Natürlich«, sagte Lena erstaunt. Sie verstand nicht, was Fräulein Gerdes damit meinte, denn sie hatte sich immer anständig benommen. Manchmal hätte sie Rainer am liebsten geschüttelt, weil der keine Anstalten machte, sie zu küssen, doch sie würde niemals von sich aus den ersten Schritt machen. Sie wusste, was sich gehörte.

Fräulein Gerdes öffnete den Mund, als ob sie noch etwas sagen wollte, schüttelte jedoch den Kopf und schloss ihn dann wieder. Irgendetwas schien sie zu beschäftigen.

Die heißen Dämpfe der Seifenlauge stiegen Lena in die Augen. Sie blinzelte, bis sich im Augenwinkel Tränen bildeten. Nur noch ein kleiner Moment, dann würden sie zu fließen beginnen und ihr Erleichterung verschaffen. Das Verhältnis zwischen Rainer und ihr war schwieriger, als ihr lieb war. Sie hätte tatsächlich den Rat ihrer Mutter gebraucht, denn natürlich konnte sie weder Fräulein Gerdes noch eine der anderen Frauen im Ort fragen. Doch jedes Mal, wenn sie einen neuen Brief an die Mutter schrieb, stockten ihr die Worte. Es gab nichts, was Rainer falsch machte. Er war nicht respektlos und hatte nie versucht, sie zu etwas Unanständigem zu überreden. Bei jedem Treffen benahm er sich wie ein guter Kamerad. Er hörte zu, wenn Lena aus ihrem Leben erzählte, und richtete ihr freundliche Grüße von seiner Mutter aus.

Manchmal befürchtete Lena, dass er in ihr tatsächlich nichts als einen guten Kameraden sah. Im Herbst hatte es eine Zeit gegeben, in der es sich anders angefühlt hatte. Wochenlang hatte Lena den Eindruck gehabt, dass sie kurz davorstanden, sich zum ersten Mal zu küssen. Sie hatte sich in Geduld geübt und ihm als Mann den ersten Schritt lassen wollen, doch er hatte diesen Schritt nicht getan.

Vielleicht hatte sie irgendetwas falsch gemacht? Wenn doch nur ihre Mutter hier wäre und es ihr erklären könnte!

Der erste Winter nach dem Krieg war hart gewesen, nicht nur für alte Menschen. Viele Menschen in Niebüll hatten Kontakte nach Dänemark und zu den Bauernhöfen im Umland, über die sie hin und wieder an ein paar extra Kartoffeln oder eine Fleischwurst kamen. Der Hunger und die Kälte hatten trotzdem allen zu schaffen gemacht. Essen und Kohle waren Mangelware, und längst nicht jeder konnte es sich leisten, wie Fräulein Gerdes alle drei Wochen Kohle für das Beheizen der Waschküche zu verbrauchen.

»Genießt Ihre Mutter den Frühling?«, fragte Lena, als das Schweigen sich zu sehr in die Länge zog. »Ich meine, sie kann ihn nicht mehr sehen, aber ... Draußen im Garten ist es schön, wenn die Sonne wieder scheint.«

»Ich bringe sie mittags nach draußen, ja.« Fräulein Gerdes lächelte ihr schmales Lächeln. »Unter dem Apfelbaum steht noch die Bank, die mein Vater vor vielen Jahren gezimmert hat. Da kann sie die Sonne genießen und ein wenig von alten Zeiten träumen.«

Es schien Lena immer noch seltsam, dass manche Dinge den Krieg und die Besatzung überlebt hatten, während so viele andere Dinge für immer verloren waren. Eine Bank im Garten, die vielleicht älter war als Fräulein Gerdes selbst, während Lena bis auf die Kleidung am Leib und ein Foto ihrer Mutter im Portemonnaie nichts mehr besaß, was an die alte Heimat erinnerte.

»Es ist gut, dass Sie und Ihre Mutter zusammen sein können«, sagte Lena und stocherte mit ihrem Stab nach einem großen Laken, das sich im allmählich hochköchelnden Wasser bauschte und unter dessen dünner Oberfläche sich Luftblasen ansammelten.

»So ist das wohl«, sagte Fräulein Gerdes. »Meiner Mutter geht es gut. Aber sie hat einen heimtückischen Husten, der mir Sorge bereitet.«

Lena nickte teilnahmsvoll. Es musste schlimm sein, wenn die eigene Mutter so alt war, dass die nächste Krankheit tatsächlich die letzte sein konnte.

Fräulein Gerdes schien zu überlegen, ob sie noch mehr erzählen sollte, entschied sich aber fürs Schweigen. Genau wie Lena bearbeitete sie das Leinen im Kochkessel mit dem Wäschestampfer. Die einzigen Geräusche im Waschkeller waren das gelegentliche Knistern des Feuers, das leise Plätschern der Seifenlauge und das dumpfe, kaum hörbare Geräusch der Wäschestampfer.

Lena genoss die Wärme, die vom Kessel aufstieg. Im Winter hatte sie oft genug gefroren, nachdem sie die Bank in der warmen Küche des Pfarrhauses hatte räumen müssen und in den Keller gezogen

war. Sie würde noch viel Sonne und Frühlingswärme brauchen, bis die Erinnerung an die dumpfe Kälte aus ihren Knochen verschwand. Im Moment störte sie sich nicht daran, dass die heiße Seifenlauge auf Dauer ihre Hände ruinieren und die Haut rot und rissig machen würde. Die Wärme war wichtiger.

»Holst du bitte die Waschbretter«, sagte Fräulein Gerdes.

»Natürlich, sehr gern.« Sie stellte den Wäschestampfer an seinen Platz und holte die Waschbretter aus dem Kellerregal. Jetzt kam der härteste Teil. Die Wäsche musste über den Brettern gerubbelt und geschrubbt werden, bis die Muskeln im ganzen Körper brannten.

Jede Waschfrau würde über das Konzept der Leibesertüchtigung lachen, dachte Lena. Vermutlich auch jede Hausfrau, die Kohlen und Kartoffeln schleppte, die Töpfe auf dem Herd herumwuchtete, Böden schrubbte und sich auf Zehenspitzen reckte, um Wäsche auf die gespannten Schnüre zu bekommen, Schränke oben abzuwienern und Gardinen auf- und abzuhängen.

Lena griff mit der Wäschezange nach einem Laken, das oben im Waschkessel schwamm, und zog es zu sich. Laken zu schrubben, war unangenehmer als Hemdchen, Unterkleider und Handtücher, weil sie so groß und gleichmäßig waren. Man schrubbte ewig und hatte nie das Gefühl voranzukommen. Gleichzeitig übersah man viel zu leicht einzelne Flecken und ärgerte sich hinterher über die schludrige Arbeit. Trotzdem hielt Lena es für angemessen, Fräulein Gerdes die unangenehmeren Wäschestücke zu überlassen.

»Bei mir im Büro gibt es ein Radio«, erzählte Lena. »Da kann man während der Arbeit Musik hören.« Sie erzählte nicht, von wem sie es bekommen hatte. Beim Gedanken daran wurde ihr immer noch ein wenig weh ums Herz.

»Das klingt praktisch.« Fräulein Gerdes lächelte. »Aber lenkt es dich nicht von der Arbeit ab?«

Lena schüttelte den Kopf. Ihre Arbeit bestand im Wesentlichen darin, englische Texte ins Deutsche zu übersetzen und umgekehrt. Außer-

dem musste sie zunehmend chaotisch geschriebene Abrechnungsbelege abtippen und Diktate aufnehmen, als wäre sie eine gelernte Sekretärin. Seit dem vergangenen Herbst, als alle Autos von Ex-Nazis im Zuständigkeitsbereich ihrer Vorgesetzten beschlagnahmt worden waren, saß sie im Büro fest. Die aufregenden Reisen fehlten ihr.

»Ich habe das Gefühl, dass ich mich sogar besser konzentrieren kann, wenn gleichzeitig etwas Musik gespielt wird. Besonders mag ich die Swing-Stücke, wenn sie etwas von Louis Armstrong spielen oder so.«

Lena war sich nicht ganz sicher, ob Armstrong wirklich Swing spielte oder nicht doch eher Jazz oder noch etwas anderes Modernes. Sie war auf dem Dorf aufgewachsen und kannte die Unterschiede nicht, aber sie mochte die Fröhlichkeit, die in der neuen Musik lag. Es war herrlich, auf der Arbeit ein eigenes Radio zu besitzen!

Während der Wintermonate hatte der neu entstandene Norddeutsche Rundfunk regelmäßig darüber berichtet, wo die Kohlezüge gerade waren und unter welcher Brücke sie voraussichtlich in einer halben Stunde fahren würden. Lena hatte dann jedes Mal gelächelt, weil sie ahnte, wie viele junge Menschen in anderen Städten auf solche Aufforderungen direkt loszogen, um so viel Kohle wie möglich von den Waggons zu schaufeln, während ihre Geschwister oder Freunde unten standen und aufhoben, was das Zeug hielt.

Wenn Lena in Hamburg leben würde, hätte sie vermutlich beim Aufsammeln geholfen oder wäre sogar selbst auf die Züge geklettert. Im Krieg hatte sie gelernt, Dinge zu organisieren und nicht zu fragen, wem sie zuerst gehört hatten.

»Dieser Soldat, der dir das Radio geschenkt hat ...« Fräulein Gerdes stockte. Ihre Lippen wirkten plötzlich sehr schmal.

Lena lachte auf. »O nein, um Himmels willen, Fräulein Gerdes, so ist es nicht. Es sind nur höfliche Menschen, die mir eine Freude machen wollten.«

»Zu meiner Zeit hätte ein junges Mädchen so etwas nicht angenommen.« Sie schob mit dem Stampfer ein Laken zu Lena hinüber.

Lena zögerte. Sie hatte nicht allzu viel darüber nachgedacht, woher ihr ehemaliger Kollege James das handliche kleine Radio haben mochte, doch vermutlich hatte es früher in einem deutschen Haushalt gestanden. Nach Feierabend hätte sie sich natürlich keine Geschenk machen lassen, aber ...

Da kam ihr der rettende Einfall. »Es sind ja keine Geschenke an mich, verstehen Sie, Fräulein Gerdes? Das Radio ist so etwas wie die Büroausstattung. In den anderen Büros stehen auch welche.«

Sie war sich nicht sicher, ob das tatsächlich der Fall war, doch ihre Worte schienen Fräulein Gerdes zu beruhigen.

Manchmal machte es Lena Angst, wie leicht ihr die Flunkereien inzwischen fielen. Es gab zu viele Geheimnisse, die sie mit sich herumtrug. Wenn sie könnte, würde sie die Uhr zurückdrehen und wieder zu der Pastorentochter werden, deren schlimmste Sorge war, dass jemand sie wegen der stibitzten Äpfel aus dem Nachbargarten zur Rechenschaft zog, doch dafür war es zu spät.

»Eine Sache noch, Lena. Ich hätte es längst ansprechen müssen. Eigentlich hätte ich dir das Zimmer gar nicht anbieten dürfen.« Fräulein Gerdes richtete sich auf. Sie wirkte verlegen und entschlossen zugleich.

»Ja bitte, worum geht es?« Die Verlegenheit der anderen übertrug sich auf Lena, obwohl sie nicht wusste, worum es ging.

»Ich weiß nicht, ob es meine Aufgabe ist, aber irgendjemand sollte es dir sagen.« Fräulein Gerdes zögerte. »Es ist nur, dass ... Du weißt ja, wie die Leute reden. Und du hast keine Mutter bei dir, die dir Ratschläge geben könnte.«

Lenas Nervosität wuchs. »Bitte, Fräulein Gerdes, wollen Sie mir nicht einfach sagen, worum es geht?«

»Also, es ist nur, weil ... Wenn du bald vielleicht in meinem Haus wohnst. Du solltest wissen, dass ich Wert darauf lege, dass ... Also, ich will nicht ins Gerede kommen. Ich lebe schon mein

ganzes Leben in Niebüll, und man kennt mich hier als anständigen Menschen.«

»Natürlich, Fräulein Gerdes.« Lena verstand nicht, worauf Fräulein Gerdes hinauswollte.

»Ich kann also kaum eine junge Frau mit zweifelhaftem Ruf bei mir wohnen lassen, das wirst du sicher verstehen.«

»Natürlich nicht, aber ... Mir ist nicht ganz klar, was Sie damit meinen.« Lena ließ das Laken vom Waschbrett sinken und erwiderte Fräulein Gerdes' Blick so offen, wie sie konnte, obwohl ihr wegen der diffusen Anschuldigungen allmählich unbehaglich wurde. »Sie haben selbst gesagt, dass ich fleißig bin und mich auf Hausarbeit verstehe?«

»Nein, das habe ich nicht gemeint.« Fräulein Gerdes seufzte.

Lena bearbeitete das Laken auf dem Waschbrett weiter und konzentrierte sich ganz auf ihre Hände. Die Arbeit musste erledigt werden. Wer den ganzen Tag schwatzte, verdiente niemals genug Geld für eine Unterkunft mit Mutter und Schwestern, ganz zu schweigen von einem späteren Studium.

Fräulein Gerdes räusperte sich und warf Lena einen etwas strengen, eulenhaften Blick zu. »Es geht um diese Geschichte mit der Milchkanne. Du weißt sicher, was ich meine.«

»Nein.« Lena zog das nächste Laken aus dem Waschkessel und begann damit, es durchzuwalken und über dem Waschbrett zu schrubben. Ihr Magen grummelte unbehaglich. Sie wusste, dass man überall erzählte, Flüchtlinge würden stehlen. Bezog sich Fräulein Gerdes etwa darauf? Lena hatte sich in ihrem Haus stets so benommen, dass man sie als Vorbild für einen Hauswirtschaftskurs an einer Schule für höhere Töchter hätte hinstellen können! Zumindest hoffte Lena das, da sie selbst keine solche Schule besucht hatte, sondern als eines von wenigen Mädchen ein Jungengymnasium mit Fokus auf Sprachen und Naturwissenschaften.

»Es geht darum, dass ... Also ... Das musst du doch mitbekommen haben.« Das ältere Fräulein wirkte verlegen.

Lena schüttelte den Kopf und atmete extra langsam ein und aus.

»Es tut mir leid, ich weiß wirklich nicht, wovon Sie reden, Fräulein Gerdes. Ob Sie mir wohl auf die Sprünge helfen können?«

»Es geht um diese Sache, die du ... Die du gemacht hast.«

»Mit einer Milchkanne?« Lena war verwirrt.

»Nun ja, nicht direkt, aber ... Irgendwie doch.«

Lena lachte leise auf, um ihre Unsicherheit zu verbergen. »Wissen Sie, wie lange es her ist, dass ich zuletzt ein ganzes Glas Milch für mich allein getrunken habe? Das ist doch alles rationiert.«

»Und dann gleich eine ganze Kanne, ja.« Fräulein Gerdes lachte etwas hektisch auf, doch das Lachen erreichte ihre Augen nicht. Sie zog ein Unterhemd auf ihr Waschbrett und begann, es zu bearbeiten, besonders die Stelle unter den Armen, wo sich der Schweiß festsetzte und den Stoff schneller vergilben ließ. Dort musste man besonders vorsichtig sein, da der Stoff durch den Schweiß stärker angegriffen wurde, aber gleichzeitig waren das die Stellen, an denen man beim Waschen den Geruch gründlich entfernen musste, damit sich die Trägerin später wohlfühlte.

Lena schieg und schrubbte weiter. Es hatte doch wohl niemand erzählt, dass sie irgendwo eine Kanne Milch gestohlen hatte? Es mochte durchaus vorkommen, dass Menschen so etwas in dieser Zeit des Hungers und der Lebensmittelrationierungen taten, doch Lenas Gewissen war rein. Sie sorgte sich, dass irgendwo tatsächlich eine Kanne Milch verschwunden sein könnte und jemand etwas falsch verstanden hatte. Wenn solche Gerüchte erst einmal im Umlauf waren, war es sehr schwer, sie wieder aus der Welt zu schaffen.

Schließlich dehnte sich das Schweigen zu sehr.

»Was ist mit dieser Kanne?«, fragte Lena, obwohl sie die Antwort fürchtete. Wenn irgendjemand solche Geschichten über sie verbreitete, dann wollte sie vorbereitet sein.

»Du weißt es wirklich nicht?« Fräulein Gerdes musterte Lena und schien einverstanden mit dem, was sie sah. Etwas Anspannung schien von ihr abzufallen. »Dann hat man mir wohl etwas Falsches berichtet.«

»Wer erzählt Geschichten über mich?« Das mulmige Gefühl in Lenas Bauch vertiefte sich.

»Niemand, niemand. Es hat wohl alles seine Richtigkeit und ich bin diejenige, die es falsch verstanden hat. Mach dir keine Sorgen.« Sie blickte in den Waschkessel und sah Lena nicht an. »Aber sei lieber vorsichtig, Lena, und benimm dich weiterhin anständig, wenn junge Männer im Spiel sind. Die Leute reden, und ich muss auf meinen Ruf achten.«

Lena schluckte. »Natürlich, Fräulein Gerdes.« Sie fokussierte ihren Blick auf das Laken in ihren Händen und schrubbte damit über das Waschbrett, bis ihre Fingerspitzen schmerzten.

Heimkehrer

Es war ein kühler Frühlingstag. Ein Rest Feuchtigkeit vom letzten Regenschauer lag noch in der Luft, doch vor einer halben Stunde war die Wolkendecke aufgerissen. Bis auf ein paar in der Ferne dahinziehende Schäfchenwolken war das Firmament strahlend blau, und die Sonne bemühte sich, die Winterkälte aus Gedanken und Knochen zu vertreiben.

Rainer Weber war froh über den Mantelstoff, der sich zwischen ihm und der feuchten Bank befand. Er rechnete damit, eine Weile auf Lena warten zu müssen, und wollte nicht, dass ihm die Kälte zu sehr unter die Haut kroch.

Seine Mutter hatte ihn aus dem Haus gescheucht, weil sie einen großen Hausputz veranstalten wollte. Sein halbherzig vorgebrachtes Angebot, dabei zu helfen, war mit Gelächter beantwortet worden. Er hatte nicht darauf bestanden, auch wenn er in der Zeit beim Militär vermutlich gründlicher zu putzen gelernt hatte als seine Mutter. Nicht nur, weil der Spieß eine ganz eigenwillige Art hatte, unordentliche Rekruten zu demütigen, bis sie fast in Tränen ausbrachen.

Den eigentlichen Grund für Rainers Putzfimmel kannte er selbst nicht. Seit er von der Front zurück war und als Helfer in der Apotheke arbeitete, war er besessen von dem Drang, sich die Hände zu waschen. Morgens stand er extra früh auf, um sich in der kleinen Küche mit eiskaltem Wasser von Kopf bis Fuß zu waschen, ohne dass es jemand mitbekam. Wenn er abends nach Hause kam, setzte er sich oft mit der Zeitung in den Sessel und wartete auf das Abendbrot, aber hin und wieder wurde der Drang zu stark, und er stand

auf und fiel mit Staubtuch oder Lysolwasser über an und für sich blitzsaubere Oberflächen und Schubladeninhalte her.

Auf jeden Fall wollte sich seine Mutter beim Putzen nicht auf die Finger schauen lassen und hatte ihn deswegen hinausgeworfen, obwohl Lena ebenfalls noch mindestens eine halbe Stunde damit beschäftigt wäre, die Wäsche bei Familie Gerdes zu waschen. Bis zum gemeinsamen Spaziergang würde noch etwas Zeit vergehen.

Rainer lächelte versonnen.

Es gab schlimmere Dinge, die man an einem kühlen Maisamstag tun konnte, als auf einer Bank vor der Kirche in Niebüll zu sitzen und den vorbeigehenden Menschen zuzusehen. Viele grüßten ihn und wurden zurückgegrüßt.

Die meisten Vorbeigehenden kannte er, aber nicht alle. Noch vor einem Jahr hätte er bei jedem Gesicht gewusst, wo er es einordnen musste, aber inzwischen waren zu viele Fremde in der Stadt. Rainer war niemand, der Vorurteile hatte, und er wusste nicht zuletzt durch die Bekanntschaft mit Lena, dass nicht alle Flüchtlinge so schlecht waren wie ihr Ruf, doch genau wie die meisten Einheimischen störte es ihn, dass inzwischen mehr und mehr Menschen hier lebten, deren Sprechweise man aufgrund der seltsamen Dialekte kaum noch verstand.

»Moin Joachim«, grüßte er den Mann seiner Schwester, als der näher kam.

»Moin Rainer. Sind die Krücken noch ganz?« Der Schwager lachte etwas zu laut über den eigenen Witz.

Rainer lächelte schief und schwieg. Er hatte Joachim noch nie besonders gemocht, aber seit einem halben Jahr verabscheute er ihn mehr, als er sagen konnte. Im vergangenen Herbst hatte er von Lena erfahren, was Joachim im Krieg getan hatte. Seitdem war die milde Antipathie in Hass umgeschlagen, den er sorgfältig unterdrückte und für sich behielt. Immerhin musste er seinem Schwager jeden Sonntagmittag am Tisch gegenüber sitzen und um des Familienfriedens willen höflich zu ihm sein.

»Es soll bald Wahlen geben«, erklärte Joachim und grinste breit. Rainer fragte sich jedes Mal aufs Neue, wie jemand mit Joachims Vergangenheit so selbstgerecht lächeln konnte. »Hab gehört, die Tommys wollen, dass wir unseren Bürgermeister selbst bestimmen.«

Rainer nickte und wurde gegen seinen Willen neugierig. Das Gerücht hatte er auch schon gehört. Eigentlich fand er die Vorstellung gut. Sein Chef und Mentor Herr Tauber liebte es, lange Vorträge über die Würde des Menschen, die Bedeutung der geistigen Emanzipation des Individuums von den Zöpfen der Vergangenheit und die Befreiung des Goetheschen Humanismus vom Opium des Volkes zu halten. Dabei mischte er fröhlich Thesen. Herr Tauber hatte erklärt, Demokratie sei die einzig wahre Regierungsform, vorausgesetzt, die Menschen würden endlich zu intelligenten und verantwortungsvollen Bürgern heranwachsen.

»Also nie«, hatte Herr Tauber gesagt und meckernd gelacht. »Dummheit stirbt niemals aus, Junge, lass es dir gesagt sein.«

Die Vorstellung, tatsächlich bald zur Wahl zu gehen, löste in Rainer ein Unbehagen aus, für das er keine Worte fand. Er konnte sich noch daran erinnern, dass sein Vater zur Wahl gegangen und sich über den alten Hindenburg aufgeregt hatte, doch die Erinnerung war diffus. In der Zeit, in der er erwachsen geworden war, hatten andere über die Regierung bestimmt, erst Hitler und dann die Engländer. Man konnte sich über ›die da oben‹ ärgern, aber der Ärger fühlte sich vertraut an. Wenn etwas schiefging, war es nicht seine Schuld. Die Vorstellung, auf einmal mehr Mitspracherecht zu haben, lockte und beunruhigte gleichermaßen. Er verstand zu wenig von Politik und traute sich keine qualifizierte Entscheidung zu.

»Weiß man schon, wer zur Wahl steht?«, fragte er. Normalerweise versuchte er, Gespräche mit Joachim so schnell wie möglich zu beenden, doch dieses Mal war die Neugierde stärker.

»Bisher ist alles offen.« Joachim lächelte auf eine unangenehme Art und Weise. »Wenn du willst, stell dich zur Wahl. Wir leben in

seltsamen Zeiten. Vielleicht schafft es sogar ein Krüppel wie du ganz nach oben.«

Rainer biss die Zähne aufeinander. Er hätte nicht fragen sollen. »Ich wünsch dir noch einen schönen Tag, Joachim. Grüß meine Schwester von mir.«

»Wenn ich sie sehe.« Joachim lachte und ging weiter.

Rainer ahnte, dass er schon jetzt auf dem Weg ins Wirtshaus war. Hildegard tat ihm leid. Sie musste es jeden Tag mit Joachim aushalten. Doch vermutlich benahm er sich seiner Frau gegenüber anders als bei Rainer.

Die schöne Frühlingsatmosphäre schien für den Moment verdorben. Rainer sah Joachim hinterher. Hildegards Mann strahlte ein Selbstbewusstsein aus, das Rainer nie besessen hatte. Rainer neigte dazu, alles infrage zu stellen, besonders sich selbst. Joachim schien solche Selbstzweifel nicht zu kennen. Kaum vorstellbar, wenn man bedachte, was für furchtbare Dinge er im Krieg getan hatte.

Eine Lerche zwitscherte hoch oben am Himmel. Ihre Freude vertrieb die Dunkelheit, die sich für einen Moment ausgebreitet hatte. In jeder Familie gab es schwarze Schafe und Dinge, über die man nicht sprach, wusste Rainer. Wenn er am Apothekentresen stand, bekam er so etwas oft genug zu hören, zumindest in Andeutungen. Er musste seinen Schwager nicht mögen.

Rainer hatte die Taschenuhr zu Hause gelassen, deswegen wusste er nicht, wie spät es war. Außerdem machte Lena an Samstagen nie zu einer bestimmten Zeit Feierabend. Es war ein angenehmes Gefühl, hier zu sitzen, ohne sich um die Uhrzeit sorgen zu müssen. Lena würde kommen, wann immer sie so weit war. Er hatte keine Eile. Die Luft duftete nach Frühling und nach Feldern, auf denen wieder etwas wuchs, und ein bisschen nach verbranntem Treibstoff.

Als Rainer Lena kennengelernt hatte, hatte ihn ihr Wunsch erstaunt, selbst am Steuer eines großen Fahrzeugs zu sitzen. Autos waren für sein Empfinden ein Männerding. Etwas, für das sich Jungs interessierten, während Mädchen mit Puppen spielten und lernten,

wie man Schürzen schneiderte. Mädchendinge, bei denen ein Junge lieber nicht zu viel nachfragte, um nicht ausgelacht zu werden.

An dem Tag, an dem er Lena das erste Mal am Steuer eines Autos gesehen hatte, hatte ihn der Anblick fasziniert. Sie hatte ernst und konzentriert gewirkt, als sie das Fahrzeug mit den Soldaten auf der Ladefläche durch die Straße gesteuert hatte. Lena hatte völlig anders ausgesehen als bei Treffen mit seiner Mutter, wo sie als Flüchtling aus der Fremde bescheiden den Blick senkte. Sie sah auch anders aus als bei den Treffen mit Rainer, wo in ihren Augen etwas Warmes und Leuchtendes lag, was in ihm das Gefühl weckte, ihr vertrauen zu dürfen. Diese fremdartige und starke Lena war eine völlig andere Frau, die er gern besser kennenlernen würde, auch wenn sie ihn ein wenig einschüchterte.

Ein mittelgroßer Mann ging die Straße entlang. Er wirkte wie ein neuer Flüchtling, verloren und schmutzig nach den Strapazen der Reise. Das Bündel über dem Rücken kennzeichnete ihn als Neuankömmling. Seine Kleidung war stellenweise lädiert, aber sie schien ordentlich geschneidert zu sein. In seiner Haltung lag eine distanzierte Würde, die ihn von den Menschen um sich unterschied.

Rainer merkte, wie er innerlich auf Abwehr ging. Hörte das denn niemals auf? Natürlich war es die Aufgabe aller Deutschen, für die Vertriebenen aus dem Osten zu sorgen, aber irgendwann waren es einfach zu viele! Jede Unterkunft in Niebüll war belegt. Ganze Familien hatten den Winter in notdürftig beheizten Gartenhäuschen verbracht, Kinder bettelten an den Straßen, und man munkelte, dass die Fremden stahlen. Irgendwann, so hatte er in der Apotheke mehr als einmal gehört, gäbe es mehr Fremde als Einheimische in der Stadt.

Als der Mann Rainer ansah, erstarrte er. Der andere war kein Fremder. Er brauchte einen Moment, um durch das hart und bitter gewordene Gesicht die Züge des früheren Freundes zu erkennen. Tatsächlich begriff er erst, wer vor ihm stand, als das Erkennen in den Augen des anderen aufblitzte.

»Erwin?«, fragte Rainer ungläubig. »Erwin Olsen?«

»Moin«, sagte der andere. Er schien ebenfalls kaum glauben zu können, dass er Rainer vor sich hatte, obwohl damit doch eigentlich zu rechnen gewesen war. Wenn man nach Hause kam, warteten dort die Menschen, die man immer gekannt hatte. Rainer erinnerte sich an ein ähnliches Gefühl von Verlorenheit, weil sich die Welt in der Heimat im Gegensatz zu einem selbst trotz der Bombardements kaum verändert hatte.

Rainer stand auf und streckte die Hand aus. Erwin ergriff sie. Sie standen voreinander und sahen sich an. Vielleicht gab es Dinge, die in einem solchen Moment gesagt werden sollten, aber Rainer fand die Worte dafür nicht. Erwin lebte. Rainer lebte. Mit beidem war nicht mehr zu rechnen gewesen.

Trotzdem standen sie hier.

»Wie lange bist du schon zurück?«, fragte Rainer schließlich, als sie einander losgelassen hatten.

»Komme gerade erst an.« Erwin blickte sich um, als sei die Stadt eine unwirkliche Vision und die Gebäude würden sich in Luft auflösen, sobald er mit dem Finger daran tippte.

»Ich wusste nicht, dass du ...« Rainer wusste nicht, wie er den Satz beenden sollte. Dass du noch lebst? Dass du heute nach Hause kommst?

Er hätte Erwins Mutter fragen können, aber es gab so viele, die vermisst waren. Man fragte nicht mehr. Was nützte es, einen anderen Menschen erneut auf seinen Schmerz zu stoßen, wenn er für den Augenblick etwas Frieden fand und nicht daran denken musste?

Außerdem war Erwin einige Jahre älter als Rainer. Er hatte ihm als Jungen einige Tricks auf dem Fußballplatz gezeigt, aber sie waren nie so etwas wie beste Freunde gewesen. Sechs oder sieben Jahre Altersunterschied waren dafür trotz Sympathie zu viel, und als der Krieg begann, verschwand Erwin wie die meisten jungen Männer.

Erwin war entsetzlich dünn, fand Rainer. Nach den Kriegsjahren

und dem vergangenen Winter hatten alle Menschen an Gewicht verloren, doch Erwin wirkte wie ein Skelett.

»Es war eine harte Zeit«, sagte Erwin.

»Warst du in Gefangenschaft?«

»Irgendwie schon.« Ein Schatten seines alten, trockenen Humors flackerte über Erwins Gesicht. »Aber das ist nichts, wovon man zwischen Tür und Angel erzählt.«

»Natürlich nicht.« Rainer wusste nicht, was er sagen sollte.

Der aufgeflackerte Humor in Erwins Blick erstarb. Etwas Dunkles schien sich um ihn zu legen. Er öffnete den Mund, als ob er etwas sagen wollte, aber die Worte fehlten. Es sah aus, als würde er sich ducken wollen, doch er richtete sich auf. Rainer sah die Anspannung, die ihn erfüllte. Das hier war ein Mann, der viel zu lange Todesangst gehabt hatte. Offenbar hatte er noch viel Schlimmeres erlebt als Rainer.

»Komm erst mal zu Hause an«, sagte Rainer. »Der Krieg ist vorbei. Man braucht eine Weile, um das zu begreifen. Aber die Welt ist noch dieselbe wie früher.«

Erwin nickte. »Das fürchte ich auch.«

Ein Vogel zwitscherte. Der Wind duftete nach feuchter Erde und trug eine Spur von Salzwasser und Algen mit sich. Eine Schäfchenwolke zog weiter und erlaubte der Sonne, Rainer und Erwin mit Strahlen von frischer, neuer Frühlingswärme zu übergießen.

Sie sahen einander an. Rainer blieb stehen und nutzte die Krücken, um die Balance zu halten. Der Altersunterschied schien keine Rolle mehr zu spielen. Sie waren nur noch zwei junge Männer, denen der Krieg böse mitgespielt hatte und die versuchen mussten zu leben, als ob der jahrelange Albtraum niemals stattgefunden hätte. Das waren Dinge, von denen die Frauen nichts verstanden, ganz egal, wie furchtbar der Krieg auch für sie gewesen war.

»Du solltest nach Hause gehen«, sagte Rainer schließlich. »Deine Mutter kann es kaum erwarten, schätze ich.«

Erwin nickte, doch sein Gesicht wurde ausdrucksloser. Rainer hatte das Gefühl, dass es zu viel gab, das unausgesprochen blieb.

»Komm erst mal an«, sagte er. »Heute Abend will dich deine Mutter sicher für sich allein haben, aber morgen oder übermorgen komme ich mit einem Bier vorbei. Und dann können wir reden.«

Er wusste nicht, was ihn dazu brachte, dieses Angebot auszusprechen, doch es schien richtig zu sein. Eine kaum spürbare Entspannung in Erwins Haltung und ein fast unmerkliches Nicken verriet es.

Rainer hatte noch niemanden in seinem Alter getroffen, der es aus der Kriegsgefangenschaft zurück nach Hause geschafft hatte. War Erwin von den Franzosen oder Amerikanern inhaftiert worden, oder waren es die Russen gewesen, die ihn gefangen genommen hatten? Die Bolschewisten, die alles Eigentum abschaffen und eine kommunistische Weltherrschaft errichten wollten, wenn man dem Wochenblatt glauben durfte, und vor denen man sich mehr fürchten sollte als früher vor der angeblichen jüdischen Weltverschwörung der ›Weisen von Zion‹.

Rainer erinnerte sich dunkel daran, dass Erwin früher mit den Sozialisten sympathisiert hatte. Oder mit den Kommunisten? An die Einzelheiten konnte er sich nicht erinnern, aber man erzählte sich von einer Schlägerei, in die der damals fünfzehn- oder sechzehnjährige Erwin mit einem Mitglied der Hitlerjugend geraten war, bei der es um etwas Politisches gegangen war.

Wenn es ausgerechnet die Russen waren, die Erwin gefangen gesetzt hatten, läge darin eine besonders bittere Ironie. Rainer beschloss, nicht von sich aus nachzufragen. Wenn Erwin etwas erzählen wollte, würde er das tun.

Vielleicht könnte Rainer dann auch davon erzählen, was es für ihn bedeutet hatte weiterzuleben. Nach diesem Tag, an dem seine Freunde ... Die Granate ...

Nicht daran denken.

Gerade, als Erwin sich abwandte, um weiterzugehen, sah Rainer

Lena die Straße entlangkommen. Sie winkte ihm zu, doch statt wie sonst in seine Richtung zu eilen, ging sie in aufrechter Haltung und mit ruhigen Schritten. Die überschwängliche Lebensfreude, die sie sonst ausstrahlte, wirkte gezähmt und etwas unterdrückt.

»Warte kurz«, bat er Erwin. »Ich muss dir jemanden vorstellen.«

Erwin nickte und warf der jungen Frau einen prüfenden Blick zu.
»Sie ist nicht von hier, oder?«

Lena erreichte sie und blieb mit unsicherem Gesichtsausdruck vor Erwin und Rainer stehen. Erwin hob seine Mütze und neigte leicht den Kopf zur Begrüßung.

»Ihr kennt euch wahrscheinlich noch nicht«, sagte Rainer und hätte sich fast auf die Zunge gebissen. Wo hätten sie sich kennenlernen sollen?

Lena musterte Erwin prüfend und nickte schließlich, als ob sie einverstanden mit dem war, was sie erblickte.

»Das ist Erwin Olsen, ein alter Freund von mir«, stellte Rainer ihn vor. »Und das ist Fräulein Buth, eine Pastorentochter aus Pommern.« In letzter Sekunde dachte er daran, sie nicht als Flüchtling vorzustellen.

Erwin streckte die Hand aus. Lena erwiderte den Händedruck, doch Erwin zog die Hand hastig zurück.

»Lena spricht übrigens Englisch«, erklärte Rainer stolz. »Sie arbeitet als Übersetzerin bei den Briten.«

Ein Schatten von Erwins altem Lächeln huschte über sein Gesicht. »Sie sind offenbar eine talentierte junge Dame.«

Lena schenkte Erwin ein zurückhaltendes, aber freundliches Lächeln. »Es ist schön, Sie kennenzulernen.«

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite.«

Rainer war froh, dass Lena und Erwin sich zu verstehen schienen. Sicher tat ein wenig Freundlichkeit gut, wenn man bei der Heimkehr lauter Menschen begegnete, die früher nicht hier gelebt hatten. Das half dabei, in der neuen Zeit anzukommen.

Er hoffte, dass er im Keller noch einige Flaschen Bier fand, mit

denen er Erwin besuchen konnte, denn auch dieses Getränk war rationiert. Rainer wusste aus eigener Erfahrung, wie schwer es war, aus einer so anderen Welt zurück in die Normalität zu finden. Wenn er Erwin dabei ein wenig helfen konnte, würde er es tun.

Für eine Kanne Milch

Gisela drückte sich an die hohe Hecke, die bereits wieder so viel Grün trug, dass man sich dahinter verbergen konnte. Sie hatte den Nachmittag bei Swantje verbracht und würde gleich von ihrer Mutter Ärger bekommen, dass sie sich so lange herumgetrieben hatte. Trotzdem wagte sie in diesem Augenblick nicht, die Straße zu betreten und sich auf den Heimweg zu machen.

»Was ist denn los?«, fragte Swantje, die sie bis zur Gartenpforte gebracht hatte.

»Siehst du nicht, wer da ist?« Gisela wies mit dem Kinn auf die Straße.

»Du meine Güte!« Swantje presste die Hand vor den Mund. »Ist das Erwin von den Olsens? Er ist zurückgekommen! Da wird seine Mutter aber jubeln.« Auf Swantjes Gesicht leuchtete ehrliche, unverstellte Freude.

Gisela linste noch einmal am Tor vorbei und drückte sich dann zurück in den Schatten. Sie wollte nicht, dass jemand sah, wie sie Rainer und seinen Freund beobachtete. Es verletzte ihren Stolz, dass sie einfach nicht in der Lage war, ihn zu vergessen. »Du hast recht. Ich habe ihn erst gar nicht erkannt.«

»Versteckst du dich wegen Rainer und Lena?« Swantje klang mitfühlend. »Das war eine ganz linke Nummer, wie er dich letzten Herbst abserviert hat. Ich verstehe, dass du ihm nicht über den Weg laufen willst.«

Gisela nickte und presste sich die Hand auf den Bauch. Rainer. Es schien, als habe er auf diese grässliche Lena Buth gewartet, während Gisela aus Swantjes Fenster gesehen und gehofft hatte, dass er

gleich ein paar freundliche Worte mit ihr wechseln würde. Sie hatte sich bemüht, ihm aus dem Weg zu gehen, nicht an ihn zu denken, aber ...

Jedes Mal, wenn sie ihn sah, kehrte der Schmerz zurück.

Irgendjemand würde dafür bezahlen.

»Es ist nicht wegen ihm«, zischte sie Swantje deswegen zu. »Rainer soll sein Leben leben und glücklich werden, der ist mir völlig egal. Was mich stört, ist dieses halbslawische Rucksackfräulein, mit dem er sich abgibt.«

»Die Lena?« Swantje blickte mitfühlend. »Wie hässlich das von ihr war! Sie kommt als Fremde in unseren Ort, alle behandeln sie gut, sie bekommt genug zu essen ... Aber glaubst du, sie ist dankbar für all das, was man ihr gibt? Stattdessen schmeißt sie sich an deinen Verlobten heran!«

Gisela verzog abfällig das Gesicht. »Das ist auch sonst eine ganz Hinterhältige, habe ich gehört. Rainer tut mir leid, dass er bei so einer gelandet ist. Irgendjemand sollte ihn warnen, aber ich werde es garantiert nicht tun.«

»Wie meinst du das?«, fragte Swantje neugierig.

Gisela blickte sich um. »Du darfst es aber nicht weitersagen, ja? Und verrate auf keinen Fall, dass du es von mir hast. Sonst denken alle bloß ...«

»Schon klar.« Swantje hob die Hand wie zum Schwur.

Gisela bemerkte zufrieden, dass sich Swantjes Hand auf den Rücken gestohlen hatte. Bestimmt kreuzte sie dort die Finger, um den Schwur ungültig zu machen. Besser konnte es nicht laufen.

»Ich weiß auch nicht, ob es stimmt«, fuhr Gisela leise fort und suchte in Gedanken die einzelnen Elemente der Geschichte zusammen, die sie in der vergangenen Woche mehrfach am Tresen der Schusterei ihres Vaters erzählt hatte. »Ich will ja auch keine falschen Gerüchte verbreiten.«

Swantje kicherte leise und warf einen verstohlenen Blick nach draußen. »Nun sag schon und spann mich nicht so auf die Folter!«

»Ist dir nie aufgefallen, dass die Lena in den vergangenen Monaten zugenommen hat?«

Bei der Ankunft war das fremde Flüchtlingsmädchen kaum mehr als ein Strich in der Landschaft gewesen. Jetzt war sie immer noch dünn, doch anders als andere hatte sie im Hungerwinter nicht noch mehr Gewicht verloren. Bei Pastors, wo Lena Unterkunft gefunden hatte, brauchte man nicht zu hungern. Aber war es wirklich nur das?

»Nein!« Swantje legte schützend die Hände vor ihren Bauch. »Die ist in anderen Umständen?«

»Von solchen Geschichten weiß ich nichts«, sagte Gisela hastig. »Nur, dass sie sich heimlich Lebensmittel organisiert hat.«

Swantje lachte leise. »Wie unfein von ihr. Aber tun das nicht alle? Wer verrät den Behörden denn alles, was er besitzt?«

»Nicht so.« Gisela blickte sich um. Ihre Zunge schien über die Worte zu stolpern, die in ihrem Bauch brannten. Es waren Worte des Hasses und der Verachtung, die das fremde Fräulein dafür bestrafen sollten, was es Gisela alles genommen hatte. Ihren Verlobten. Ihre Zukunft. Ein Leben, in dem sie nicht länger Tag für Tag mit ihrer Mutter zu Hause eingesperrt war.

Swantje blickte aufmerksam.

»Du kennst doch den Bauernhof von den Dönnerschlags, ja?«

»Der mit den vielen Milchkühen?«

Gisela lächelte kalt. »Genau den.«

»Gisela, du willst doch wohl nicht sagen ...«

»Ich sagte überhaupt nichts, ja? Aber angeblich ist sie mit dem Knecht ins Heu gegangen und hat sich anfassen lassen. Für eine Kanne Milch, die sie mit ihrer Schwester geteilt hat, und das nicht nur einmal.« Auf das letzte Detail ihrer Geschichte war Gisela besonders stolz. Sie hatte es erst gestern hinzugefügt, um ihrer erfundenen Geschichte den letzten Schliff zu geben.

»Nein!« Swantje sah angemessen entsetzt aus, doch in ihren Augen blitzte die Freude über das verbotene und unanständige Geheimnis. »Wie kann man sich nur auf diese Weise wegwerfen?«

»Das verstehe ich auch nicht.« Gisela zog abfällig die Brauen hoch.

Swantje linste um die Ecke. »Da steht sie mit Rainer und Erwin, plaudert und tut so harmlos. Sie erzählt den Leuten sogar, dass sie Pastorentochter ist. Wie kann sie dann solche Dinge tun? Für nichts weiter als eine Kanne Milch?«

»Es ist nur ein Gerücht«, sagte Gisela hastig. »Ich weiß nicht, ob es stimmt. Aber die Leute erzählen mir Dinge, wenn sie in die Schusterei kommen.«

»Das würde erklären, warum ihre ... du weißt schon ... immer noch so groß sind.« Swantje blickte wieder aus dem Tor. »Sieh nicht hin, Gisela! Ich glaube, die schauen gerade in unsere Richtung.«

In Giselas Bauch breitete sich ein saures Gefühl aus. Sie erkannte es zunächst nicht, doch es biss in ihren Magen und klammerte sich mit Widerhaken in ihr Herz. Es war Neid. Neid auf Lena Buth, die alles hatte, von dem Gisela je geträumt hatte. Sie hatte eigenes Geld, und alle Menschen mochten sie, auch ohne dass sie ständig darum kämpfte, alles richtig zu machen. Außerdem hatte sie keine Mutter, von der sie tyrannisiert wurde, und durfte allein über ihr Leben entscheiden.

Wie konnte ein Mensch, eine Fremde und Zugezogene, es wagen, Gisela mit ihrer Existenz unter die Nase zu reiben, was ihr alles fehlte?

Außerdem ...

Selbst, wenn Lena Buth nicht mit dem Knecht ins Heu gegangen sein sollte, gab es doch eine Sache, die ihre Anständigkeit massiv in Zweifel stellte: Die Zugezogene tat den ganzen Tag lang nichts, außer im britischen Hauptquartier das Dolmetscher-Fräulein zu spielen, abends für fremde Leute zu putzen und am Samstag zu waschen. Hin und wieder ging sie mit Rainer spazieren, aber man sah sie nie mit einer anderen Frau, außer am Sonntag mit ihrer Schwester. Ganz offenbar hielt sie sich für etwas Besseres.

Die Tatsache, dass kein anständiges Mädchen, keine anständige

Frau mit Lena befreundet sein wollte, bewies in Giselas Augen ausreichend, dass etwas nicht mit ihr stimmte. Eine Frau brauchte Freundinnen, um sich vollständig zu fühlen. Gisela war heilfroh, dass sie Swantje als beste Freundin hatte. Seit ihrer Zeit als BDM-Führerin war sie bei den jüngeren Frauen im Dorf beliebt. Warum hatte der Führer bloß den Krieg verloren? Seit der Niederlage zerbrach nicht nur Deutschland, sondern auch Giselas Leben. Sie sehnte sich nach der Zeit zurück, in der es Regeln und ein erfülltes Leben jenseits ihrer Familie gegeben hatte.

»Vielleicht ist Lena tatsächlich in anderen Umständen.« Swantje lachte gehässig. »Das müsste man dem Rainer mal stecken.«

»Bloß nicht«, wehrte Gisela ab. »Am Ende will der wissen, von wem du das gehört hast. Und dann heißt es bloß, ich könne nicht verkraften, dass er mich verlassen hat. Das darfst du mir nicht antun, Swantje.«

Ihre Freundin nickte nachdenklich.

Ein Windhauch brachte die Blätter der Hecke zum Wispern. Die Luft duftete nach Frühling. Doch statt der Freude und Erwartung, die sie sonst zu dieser Jahreszeit erfüllt hatten, verspürte Gisela Bitterkeit und Trauer. Alles ging schief. Ihr Leben lag in Scherben, und sie sah keinen Weg, die Scherben wieder zusammenzusetzen.

»Vielleicht war es auch nur ein böses Gerücht«, sagte sie, plötzlich von Verlegenheit erfüllt. »Man muss nicht alles glauben, was die Leute erzählen.«

Swantje wiegte den Kopf. »Es klingt aber plausibel. Bei den Flüchtlingen weiß man nie. Die haben nicht die gleiche Erziehung genossen wie wir. Und es werden immer mehr, sagt mein Vater. Dabei reicht es jetzt schon nicht für uns alle mit den Lebensmitteln. Ich kann mir schon vorstellen, dass die so etwas tut, auch wenn dann nicht mehr genug Milch für andere übrigbleibt.«

Gisela griff nach ihrer Hand. »Ach Swantje. Ich bin so froh, dass ich dich habe.«

Swantje zog Gisela an sich. »Freundinnen müssen zusammen-